

Vom spielenden Gelingen

Jean Gebser

Es war im letzten Herbst und in Sens. Sens liegt im Niederburgund, gute hundert Kilometer südöstlich von Paris. Es ist eine kleine Stadt mit einer berühmten Kathedrale, welche einen der reichsten Domschätze Frankreichs birgt. In jenem Domschatz habe ich etwas gesehen, das mich sehr beeindruckt hat. Es waren zwei Tapisserien. Sie waren zwar nicht ein Viertel so gross wie jene der «Dame à la Licorne» im Musée Cluny von Paris; auch sujetmässig waren sie von geringerer Bedeutung als jene; aber die Ausführung war unvergleichlich viel schöner, duftiger und nuancierter. Doch dies wäre wohl kaum ausreichend Anlass dafür gewesen, dass sie mich so nachhaltig beeindruckt haben, wie es der Fall gewesen ist. Es waren ihre Bordüren. Auf deren grünem Grund waren in goldener Schrift ein oftmals wiederholtes Monogramm «CB» und eine kurze, zwischen den Monogrammen eingefügte Devise eingewoben. Der Wächter, den ich um Auskunft bat, sagte mir, dass es sich um die allseits anerkannt schönsten Tapisserien Frankreichs handle. Sie waren im fünfzehnten Jahrhundert dem damaligen Erzbischof von Lyon, Charles der Bourbon, geschenkt worden. Die eingewobene Devise war die Devise jenes Kirchenfürsten. Sie war es, die mich beeindruckt hat, wobei die knappe, altfranzösische Fassung ihre Aussagekraft noch steigerte. Dort stand sie in einer bandförmigen Zeile und in klarer Schrift: «N'espoir ne peur» – also: «Weder Hoffnung, noch Furcht (beziehungsweise Angst)».

Zwar weiss ich nicht, was Sie dazu sagen oder wie Sie sie finden mögen. Aber ich weiss, dass die souveräne Gleichartigkeit und die herzensstarke Demut, die aus ihr sprechen, – dass diese Haltung und dieses Gehaltensein eine der Voraussetzungen für das spielende Gelingen sind. Damit ist bereits gesagt, dass es mit dem

Spielerischen nichts zu tun hat, es sei denn, man betrachte das Spielerische berechtigterweise als dessen negativen Pol. Davon wird nachher noch zu sprechen sein.

Manche mögen meinen, es sei belanglos, ja sogar unnötig, dass das, was sie zu tun haben, ihnen spielend gelänge, denn es genüge vollauf, dass sie erreichten, was zu erreichen sie sich vornahmen. Ich bin anderer Ansicht. Um sie an einem extremen Beispiel zu erläutern: Blosser zielstrebiger Absicht kann gewiss ein Ziel erlangen, kann es erzwingen. Aber nichts, das wir erzwingen, hat Bestand. Das Mass an Zwang, das wir aufwandten, fällt eines Tages auf uns selber zurück und vernichtet das Erreichte. Denn jeder Zwang stört die Ordnung der Dinge, die uns umgeben, stört die Beziehungen, die uns mit ihnen und den Mitmenschen verbinden. Die unerlässlichen Stützen des erzwungenen Gelingens sind Rücksichtslosigkeit und Ichverhärtung, die bis zur Ichübersteigerung ausarten kann. Das spielende Gelingen dagegen erwächst aus Rücksichtnahme und Ichüberwindung. Das Erzwingen vergisst infolge seines blinden Eifers nach vorwärts all dessen, was es unaufgearbeitet in der Vergangenheit hinter sich liegen lässt; aber gerade dies, was unbeachtet im Rücken liegt und sich der Sicht entzieht (sich aber der Umsicht nicht zu entziehen brauchte), wird die derart Erfolgreichen in dem Augenblick von rückwärts überfallen, da sie ihr Ziel erreichen und somit kein Vorwärts mehr haben: dann holt sie im erzwungenen Gelungenen gewissermassen die eigene Negativität ein, so dass ihr stürmischer Erfolg oder Sieg als Davonlaufen sichtbar wird.

An diesem Beispiel wird übrigens auch deutlich, inwiefern die Devise «N'espoir ne peur» (im heutigen Französisch würde sie unkonzentrierter «Ni espoir, ni

peur» lauten) etwas mit dem spielenden Gelingen zu tun hat. Sehen wir ganz davon ab, dass sie eine menschliche Grundeinstellung zum Ausdruck bringt, die fundamental christlich und zugleich in Asien beheimatet ist (dieser doppelte Gültigkeitsbereich war es auch, der mich, als ich sie las, so nachhaltig beeindruckte), so bleibt ein Wesensmerkmal bestehen: «Keine Hoffnung», das besagt: kein vorgeseztes, vorgenommenes Ziel – weil der Betreffende das Ziel im eigensten Wesen, also zutiefst in sich selber weiss und trägt: «Keine Angst», das heisst Vertrauen, also Angstlosigkeit, die nur dem eignet, der in Übereinstimmung, im Eingordneten, im Einklang mit den tieferen Zusammenhängen lebt, so dass er irgendeinem erhofften Ziele gar nicht nachzulaufen braucht, so dass er nicht erzwingen muss, was substanzmässig in ihm selber ist: die erwachte Teilhabe an dem, was mehr ist als sein blosses Ich. Doch dieses Eingordnetsein nicht etwa zu erlangen, sondern zu verwirklichen, da es ja eine Grundgegebenheit und kein äusserlich zu erreichendes Ziel ist, bedarf vieler Mühe. Dies scheint ein Widerspruch, denn ein Merkmal des spielenden Gelingens ist Mühelosigkeit. Aber diese Mühelosigkeit gewinnt man nur durch sehr viel Mühe und Arbeit. Denken Sie an die Läufe in den Klavierkonzerten Mozarts. Es erfordert unablässlich übender Mühe, damit sich die Läufe aus blossen Tonleitern in perlende, schwingende Melodie verwandeln, bis sie also wahrhaft spielend gelingen.

Sie werden sagen, das seien alles Überlegungen, die möglicherweise einer freundlichen Erwägung wert wären; die aber, um wirksam werden zu können, ins Leben zurückübersetzt werden müssten. Und Sie haben, wenn Sie so urteilen, leider recht. Die meisten von uns, die wir schreiben, zapfen der Wirklichkeit eigensprössige Quintessenzen ab und bieten sie dem Leser in dieser kondensierten Form an, ohne die erfahrungsmässigen, ja alltäglichen und konkreten Ausgangspunkte zu erwähnen. Der Weg hin, zu der Quintessenz, ist leicht. Schwer ist es, von ihr auf das alltägliche Gebaren und Erfahren zurückzuschliessen. Die allgemeine Intellektualisierung hat diese

Form der abstrakten Mitteilung, wie sie heute gang und gäbe ist, erleichtert, hat sie in den Stand einer anzustrebenden und erreichbaren Objektivierung erhoben: eine weitgehend falsche Einstellung gelehrtenhafter Art, sich über die Grundgegebenheiten des alltäglichen Lebens zu stellen, in deren Meisterung die Bewährung des einzelnen liegt.

Wir kommen dem Konkreten bereits näher, wenn wir sagen: Verzicht auf Hoffnung ist gleichbedeutend mit der Akzentuierung des Lebens, wie es von Stunde zu Stunde ist. Verzicht auf Hoffnung ist also volle Annahme des Alltags. Was in ihm verbesserungswert ist, das kann sich nur über die saubere Erfüllung, über die geglättete Meisterung der sogenannten kleinen Aufgaben des Alltags vollziehen. Von dort wirkt es aus dem Kleinsten ins sogenannte Grosse weiter. Die Voraussetzung dafür ist freilich, dass nicht nur das Alltägliche gemeistert werde, sondern auch, wovon nie gesprochen wird, das Allnächtliche. Der falsch gelebte Tag bringt die falsch gelebte Nacht. Was uns nicht spielend, sondern auf die falsche Weise gelang, macht uns krank. Der fieberhaften Zielverfolgung, an welcher der Tag krank, folgt die Schlaflosigkeit der kranken Nacht. Und die kranke Nacht bringt den schlechten Tag. Solche Nächte sind ein Teil der ruhelosen Dunkelheit im Rücken jener, die blind und rücksichtslos auf ein Ziel hin vorwärtseilen. Sie hetzen durchs Leben, ameisennässig betriebsam oder kalt den eigenen Vorteil während, durch welchen sie ihren Wünschen, Hoffnungen oder Zielen näherkommen wollen. Dass hinter diesem Gebaren die Angst lauert, die dem Mangel an innerstem Vertrauen entspringt, wissen sie nicht; genausowenig wissen ja diejenigen, die allnächtlich den Schlaf nicht finden können, dass ihre Schlaflosigkeit angstgeboren ist: sie ist wie Sucht nach Erfolg, Todesangst. Schlaflosigkeit, die dann den Schlaf zu erzwingen sucht, ist Mangel an Vertrauen darauf, dass, schloss man erst einmal die Augen, man morgens nicht wieder erwachen könnte. Und Erfolgssucht ist gleichermaßen Flucht vor dem Tode, wobei man hofft, den Tod mit dem erzwungenen Resultat übertölpeln zu können.

Wenn hier von der Notwendigkeit gesprochen wird, dass uns spielend gelingen sollte, was wir selbst im Alltäglichen zu tun haben, so geschieht es, weil dieser Hinweis zweckfrei ist, uns aber an alle die Verschüttungen erinnern kann, von denen unser innerstes Wesen überlagert worden ist, seitdem wir zwar die Ichfindung geleistet haben, aber die Ichfreiheit, nämlich die Selbstbefreiung aus dem Ich, nicht zu vollziehen vermochten. Und wenn hier von der hinderlichen Sucht gesprochen wird, so geschieht es, um darauf hinzuweisen, dass es nicht so sehr auf das Suchen ankomme, sondern auf das spielende Gelingen, das Finden. Jede Sucht sucht. Die Zeiten der Troubadours, das heisst (wörtlich übersetzt) die Zeiten der «Finder», scheinen vorüber zu sein.

In diesem Zusammenhang ist noch ein weiterer Hinweis nötig. Er betrifft die spielerische Form der Lebensmeisterung. Sie hat Gemeinsamkeiten mit der erzwingenden Form, die statt Einfühlung die aggressive Frontalhaltung zur Welt bevorzugt und damit die Welt ausschliesslich als Gegenüber nimmt, obwohl die wirkliche Welt eine Welt ohne Gegenüber ist.

Die spielerische Form und ihre zerstörende Wirkung lässt sich am Hasardeur und am Don Juan am deutlichsten aufweisen. Der Hasardeur will «spielend» gewinnen, das aber heisst für ihn: mühe- und verantwortungslos ans Ziel gelangen. Er ist dem Spiel verfallen, ist süchtig und angstgetrieben, hofft auf die grosse Chance, die das Schicksal ihm zuspielden soll: Er betrügt sich, da er vom Schicksal erwartet, was zu leisten er selber nicht fähig ist.

Auch im Don Juan ist es die Sucht, die ihn treibt, und es ist seine Unfähigkeit zu lieben. Die sinnlos gehäuften flüchtigen Begegnungen dienen ja nur dazu, die Liebeswirklichkeit zu verneinen. Hinter der Tatsache, dass ihm die Verführung immer wieder, gleichsam «spielend» gelingt, verbirgt sich angstgeborene Selbsterstörung. Die Folgen des erzwungenen Gelingens, die bereits erwähnt wurden, werden hier überdeutlich: Die Handlungen nehmen zwanghaften Wiederholungscharakter an, werden damit sinnlos und enden in der Zerstörung.

Beide, der Hasardeur und Don Juan, sind die Negation des spielenden Gelingens: Sie betrügen sich um die Arbeit an sich selber, sind die verführten Verführer, sie sind weder im Einklang mit sich selber noch mit der Welt. Aber nur demjenigen, der durch hartnäckige Arbeit dahin reift, dass er im Einklang steht mit dem, was er tut, der also nichts vergewaltigt noch erzwingt, der sich von dem verfälschenden Verstricktsein im eigenen Ich befreite, dem fallen die Dinge und Geschehnisse zu, weil er von ihnen weder getrennt noch mit ihnen verschmolzen ist; denn er hat die Ich-Welt-Spannung aufgehoben und überwunden, er hat den Subjekt-Objekt-Gegensatz, das Gegenübersein, in das Miteinander verwandelt. Gut ist, wenn einem dies schon im Leben spielend gelingt, wenn es nicht erst vom Tode erzwungen werden muss.

Abdruck aus:

Jean Gebser, Gesamtausgabe Band VI
Novalis Verlag, Schaffhausen 1977
mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

**Immer muss man zueinander reifen,
alle schnellen Dinge sind Verrat,
Nur wer warten kann, wird es begreifen:
Nur dem Wartenden erblüht die Saat.**

**Warten, das ist: Säen und dann Pflegen,
ist gestaltend in den Worten warten,
handelnd still sein und umhegen,
erst den Keim und dann den Garten.**

Jean Gebser